

Besuch im Altenheim

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.“ Bei Frau Arndt löst dieser Spruch von Jean Paul nur ein ratloses Schulterzucken aus. Sie lächelt verlegen. Die blauen Augen können noch strahlen, aber der zahnlose Mund lässt ihr hübsches Gesicht vergreist aussehen. Kürzlich hatte sie einige Wochen lang die Nahrung verweigert und nun passt das Gebiss nicht mehr. Wie sie so in ihrem Rollstuhl sitzt, hilflos und schwach, erscheint es unvorstellbar, dass sie noch vor zehn Jahren in Asien gereist sein soll. Spricht man sie jedoch auf Ladakh an, wird sie ganz lebhaft. Aber die Sätze wollen ihr nicht mehr so recht über die Lippen. Sie kennt Asien, Afrika, Südamerika, Irland, Skandinavien ... „Ich war überall“, konnte sie sich noch vor einem halben Jahr mitteilen - wenn man ihr die Gelegenheit dazu gab. Frau Arndt, Jahrgang 1919, war bereits im Krieg als Funkerin weit herumgekommen; das hatte ihre Sehnsucht nach fernen Ländern geweckt. Die ehemalige Motorradfahrerinnen, eine intelligente und sicher ungewöhnlich emanzipierte Frau ihrer Generation, leidet an Demenz. Ob sie aus ihrem bewegten Leben noch Bilder im Gedächtnis bewahren konnte, ist schwer zu sagen. Ihr Blick sucht meistens das Weite. Doch sie verlässt kaum noch ihren Platz an diesem Tisch, von dem sie aus dem Fenster schaut. Ein Vogel an der Dachrinne, eine vorüberziehende Wolke am Himmel, die Silhouette vom Schornstein auf dem gegenüberliegenden Dach, das muss heute reichen für den verbliebenen Rest von Interesse, Begeisterung und Abenteuerlust.

Neben Frau Arndt sitzt Frau Noll, ihr Kopf hängt meistens schlafend über den verschränkten Armen auf der Brust. Wer hier nicht allein ins Bett findet, lernt in jeder Position zu schlafen, denn ins Bett kommt man erst, wenn man an der Reihe ist. Wenn Frau Noll nicht gerade schläft oder mit halb geöffneten Augen vor sich hindöst, kann sie noch recht lebhaft sein. Manchmal kommt sie sogar richtig in Stimmung und dreht förmlich auf. Vor ein paar Tagen gab es einen Geburtstag zu feiern, und man musste die Buttercremetorte auf dem Tisch vor ihr in Sicherheit bringen. Sie liebt Kopfbedeckungen jeder Art, und die runde Platte erschien ihr wohl gerade recht. Manchmal redet sie lauthals und nervtötend mit immer demselben Satz auf ihre Nachbarinnen ein. Aber wenn sie mit dem Pflegepersonal scherzt, kann sie noch ihren ganzen Charme spielen lassen und ist außerordentlich liebenswürdig. Frau Noll ist schwerhörig, und wer mit ihr reden will, muss ihr laut ins Ohr brüllen. Die Hörgeräte verweigert sie strikt. „Ich habe genug gehört in diesem Leben“, winkt die weit über Neunzigjährige ab. Dann sinkt ihr Haupt wieder auf die Brust und sie schlummert weiter.

Ihre Nachbarin zur Linken ist Frau Wiese, die als gerade Achzigjährige an diesem Tisch das Küken ist. Vor ein paar Monaten war sie noch ganz fit und oft humorvoll, hat aber in den letzten Monaten stark abgebaut und spricht kaum mehr. Schweratmend und mit großen Augen treibt es sie unruhig umher; immer auf der Suche nach Kontakt, nach Halt in diesem unendlichen Meer des Vergessens. Lächelt man sie an, bekommt man ein dankbares Lächeln zurück. Wenn sie liebevoll in den Arm genommen wird, fließen vor Dankbarkeit die Tränen. Sie hat ein solch starkes Bedürfnis nach Zuwendung, das hier leider nicht gestillt werden kann. Es sind zu viele Bedürftige, die von zu wenigen Pflegekräften versorgt werden müssen.

Zuwendung und die Bestätigung, dass alles in Ordnung ist, sind so wichtig, für die, die nicht mehr wissen, wer sie sind, woher sie kommen und wohin sie gehören. Demenzkranken ist durch die Lücken in ihrem Gedächtnis oft das Bewusstsein für die eigene Identität abhanden gekommen. Sie fühlen sich überall fremd und sind ständig auf der Suche nach einem zu Hause, meistens nach dem ihrer Kindheit. Vor allem wenn es beginnt zu dämmern und die permanenten Ängste noch stärker werden, dann fangen über Neunzigjährige an, „Mama“ und „Papa“ zu suchen und nach ihnen zu rufen. Sie irren über die langen Gänge, ohne auch nur das Zimmer zu finden, an dem das Schild mit ihrem Namen steht.

Zuwendung ist rar, wenn nur drei oder vier, von denen, die Bescheid wissen (so bezeichnet Edytha das Personal), fünfzig hilfebedürftigen Menschen bei der Abendtoilette helfen müssen.

„Mich liebt keiner“, hatte kürzlich Frau Rüdebusch. geäußert, die neben unserer Mutter am Tisch sitzt. Und dann folgt zu meiner Überraschung ganz selbstbewusst: „Aber das macht nichts, weil ich liebe.“ Sie ertete meinen ganzen Respekt. Frau Rüdebusch scheint tiefgläubig. Manchmal spricht sie vor dem Essen lange und komplizierte Gebete, denen hier am Tisch keiner folgen kann. Schnurrend genießt sie am Abend ihr Rosinenbrot mit Marmelade: „Hmm, das schmeckt so gut!“ Auch sie schläft viel im Sitzen, wie Frau Noll, allerdings legt sie dabei den Kopf ganz weit in den Nacken, das Gesicht wohl ihrem Schöpfer zugewandt. Ihr Motto scheint: „Jetzt schließen wir die Augen, dann sehen wir weiter.“ Von allen hier fordert sie das Mitgefühl des Beobachters am wenigsten heraus ... Wenn nur diese ewigen Nackenschmerzen nicht wären, die häufiges Jammern und Stöhnen zur Folge haben. – Aber ohne das würde sie hier vielleicht gänzlich unbemerkt bleiben. Die Pflegekräfte können immer nur auf die dringendsten Fälle reagieren.

Als Edytha, die neben ihr sitzt, kürzlich wieder einmal ihr ewiges Mantra sprach, aus tiefstem Herzen, den Blick zum Himmel erhoben: „Ich möchte so gerne sterben“, lachte Frau Rüdibusch doch tatsächlich laut auf: „Ha, das wollen wir alle!“ Edytha reagiert darauf nicht. Sie leidet schon lange unter schweren Depressionen. Wie viele ihrer Generation ist sie traumatisiert. Krieg, Flucht und Vergewaltigungen haben Spuren hinterlassen. Und manchmal gerät sie über Tage in diesen lange Jahre versperrten Winkel ihres Geistes und findet nicht wieder heraus. Dann wird die Abendtoilette zum Horror. – Es muss hier ja schnell gehen, weil ja so viele versorgt sein wollen in der Zeit zwischen 19 und 21 Uhr. Wir besuchen sie seit einiger Zeit abends, um sie nach der Abendtoilette wieder zu beruhigen. Dann liegt sie am ganzen Körper zittern im Bett, außerstande sich zu artikulieren. Den Pflegerinnen ist kein Vorwurf zu machen; im Gegenteil: Ich bewundere diese überwiegend jungen Frauen (nur sehr wenige Männer), die hier tapfer ihren Dienst tun und doch niemandem gerecht werden können. Als letztens Edytha wieder einmal ihr Gebiss zum Putzen nicht hergegeben hatte, beugte sich die junge Pflegerin im Bett noch einmal liebevoll über sie und sagte: „Frau Eilers, können Sie mir nicht mal Ihre Zähne geben, ich möchte so gern noch essen gehen.“ Edytha schüttelte daraufhin verständnislos den Kopf, überreichte ihr aber bereitwillig das Gebiss, das gereinigt werden musste, das sie aber im Bad gerade noch verweigert hatte.

Trotz der Grausamkeit des Schicksals hat der Umgang mit Demenzerkrankten auch gute Seiten. Man muss nur bereit sein, sich ein Stück weit darauf einzulassen. Für demenzkranke Menschen verbirgt sich hinter jeder Ecke das Abenteuer. Sie leben im Hier und Jetzt. Das einzige, was zählt, ist der Augenblick – und das Gefühl, von dem sie gerade beherrscht werden. Wer Menschen mit Demenz begleitet, lernt viel darüber, wie der menschliche Geist funktioniert. Demenzkranke lügen nicht und geben, bar jeder Kontrolle, ihr Innerstes preis – Jedem! Deshalb sind sie so gefährdet. Kaum jemand in unserer Gesellschaft ist in seinen Grundrechten derart bedroht, wie demenzkranke Menschen. Sie haben keine Zukunft. Kinder und selbst Tiere haben eine stärkere Lobby. Wenn alte verwirrte Menschen scheinbaren Unsinn reden und/oder in vollgemachten Hosen herumlaufen, weil sie die Toilette nicht mehr finden, wird es einsam um sie herum, ganz unabhängig davon, welche gesellschaftliche Position dieser Mensch zuvor innehatte.

Angehörige von Heimbewohnern lassen sich entweder kaum noch blicken oder stehen jeden Tag auf der Matte. Das liegt an den Bedingungen, die muss man auch als Besucher aushalten.

Es müsste einen Paradigmenwechsel geben bei den Heimen, hört man immer wieder. Das ist richtig. Dieser Wechsel muss ungefähr genau so gravierend sein, wie die Umrüstung der Pommes-Buden in den ehemaligen Autobahnraststätten zum verbraucherfreundlichen, offenen Buffet, mit vielfältigem Angebot, oder wie der Wandel in der Psychiatrie im vorigen Jahrhundert.

Letztens saßen wir in kleiner Runde beisammen und Edytha sagte wieder einmal: „Ich möchte so gerne sterben.“ „Was?“, fragte ich sie. „Jetzt, wo ich hier neben Dir sitze?“ Da ertönte es energisch vom Nebentisch: „Aber nicht hier!“ Dann haben wir alle zusammen laut gelacht.

Autorin: *B. Becker*